

Das Bündner Dorf und sein Mythos : zum Wandel von Idealen zwischen Heimatschutz, Tourismus und Massenmedien

Autor(en): **Caduff, Donat**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur**

Band (Jahr): - **(2017)**

Heft 2

PDF erstellt am: **30.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-681692>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Beiträge

Das Bündner Dorf und sein Mythos

Donat Caduff

Zum Wandel von Idealen zwischen Heimatschutz, Tourismus und Massenmedien

«Es wird gedörfelt», bemerkte vor einigen Jahren der Architekturpublizist Benedikt Loderer in Anbetracht einer in der Schweiz grassierenden «Landschwärmerei».¹ Die gegenwärtig Hochkonjunktur feiernde Inszenierung des Dörflichen impliziert tatsächlich etwas Unmissverständliches: Sie möchte der unansehnlichen Realität einer Schweiz, die sich räumlich immer stärker zerstückelt, ein Modell entgegensetzen, welches die Geborgenheit einer überschaubaren, kompakten Gemeinschaft verheisst und den stressgeplagten Bewohner der Agglomeration darin Zuflucht suchen lässt – ein altes Grundmotiv des Tourismus.

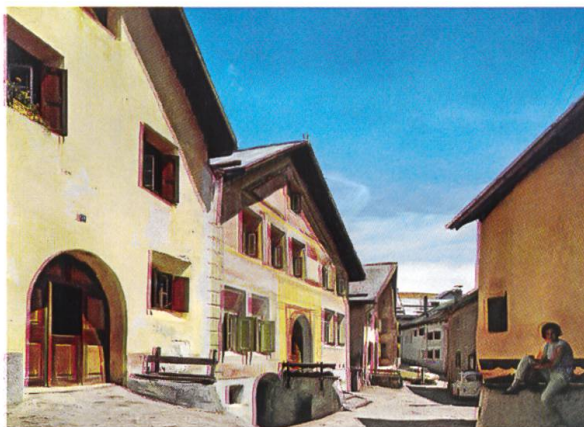
Die Beschwörung einer erlösenden Gegenwelt zum zersiedelten *Mittelland* dürfte mithin ein Anlass sein, wieso dieser Dorfmythos sich am stärksten in einer *alpinen* Umgebung wie etwa Graubünden entfaltet. Das korrespondierende Siedlungsschema weist in sozialer wie ökonomischer Hinsicht klare, traditionelle Strukturen auf. Darin gliedern Akteure wie Gemeindepräsident, Lehrer, Pfarrer, Bauern oder Handwerker das Idealdorf zu einer als harmonisch empfundenen sozialen Entität – ebenso wie dies Laden, Kirche, Post oder Schule tun. Der aus diesem Gefüge entfachte Dorfmythos wird zusätzlich dadurch befeuert, dass gerade diese Institutionen unter dem Druck politischer und wirtschaftlicher Strukturbereinigungen bedroht sind.

Über das sozioökonomische Weichbild des Idealdorfs hinaus spielt die Bildsymbolik baukultureller Aspekte eine herausragende Rolle. Denn sie lässt sich in journalistischen Gefässen wie auch in der Werbung leicht vermitteln und vermag Sehnsüchte quasi auf Abruf zu wecken. Deshalb ist für eine Analyse von Dorfmythen, an die wir uns in diesem Aufsatz wagen, auch von Belang, mit welchen Idealvorstellungen von Architektur operiert wird. Wollen wir nun an unserem Dorf-Prototyp weiterspinnen, erkennen wir etwa eine Kirche, die als Wahrzeichen über dem

Dorf thront; um sie herum scharen sich die zu einem homogenen Ganzen gefügten Bauernhäuser, eingebettet in eine Kulturlandschaft, oft attribuiert von einem gleissenden Bergpanorama oder klaren Seen. Während das Dorf damit zu einem arkadischen Raum stilisiert wird, nistet sich wiederum das Memento des Bedrohten und des Verletzlichen ins Unterbewusstsein des Betrachters ein – das Dorf als potenzielles Opfer der Zersiedelung, die vom Tal her bergwärts um sich greift. Der Soziologe und Künstler Lucius Burckhardt spricht von der entsprechenden «Kulturlandschaft» denn auch als «Landschaft, in die man zu spät kommt, deren Reiz darin besteht, dass man darin gerade noch lesen kann, wie es einmal war.»² Die Botschaft: Schön, dass es solche Dörfer *noch* gibt.

Gibt es sie denn wirklich noch, diese Dörfer? Jedenfalls überfluten gegenwärtig quoten- und auflagenstarke Medien ihr Publikum mit entsprechenden Bildern. Populäre Sendungen wie *SRF bi de Lüt – Unser Dorf – Bauer, ledig, sucht...*, *Landfrauenküche*, die Werbekampagne des Detailhändlers Volg *Im Dorf daheim* (2014) oder der alljährlich ausgerichtete Wettbewerb *Das schönste Dorf der Schweiz* – um nur einige Beispiele zu nennen – hämmern dem Konsumenten die Existenz solcher Dörfer eindringlich ins Bewusstsein. Ob es sich nun um den Single-Bauern in Vrin, den Solarskilift in Tenna oder die vor dem Schellen-Ursli-Haus versammelte Bevölkerung von Guarda handelt: Das Dorf leibt und lebt. Der Schriftsteller Arno Camenisch begeisterte mit den Reminiszenzen seines Herkunftsdorfs Tavanasa (*Hinter dem Bahnhof*, 2010) ein internationales Feuilleton; sekundiert wurden diese Erzählungen von einem Theaterprojekt als Hommage an Tavanasa (*Oh Tavanasa*, 2015). Ein anderer bekannter Schriftsteller, der Wahlbündner Tim Krohn, verfasste das Drehbuch für das Schauspiel *Der Dorfladen* (Uraufführung im Stadttheater Chur, Januar 2017), in welchem die schwindende Identität eines fiktiven Bündner Bergdorfs betrauert wird.

Ohne auf einzelne Beispiele einzugehen, mag der kritische Beobachter aus einer gewissen Distanz einwenden: Gerade weil diese vor Lebenswillen sprühenden Beteuerungen des Dörflichen mit Nachdruck verbreitet werden, machen sie doch etwas miss-trauisch. Vermitteln sie nicht ein Bild, das zu echt, zu aufrichtig, zu bodenständig ist? Nur zu oft besteht das, was Mediennutzer, Touristen und selbst Einheimische als Dorf verinnerlicht haben, in Tat und Wahrheit bloss aus der Replik seiner selbst, wie dies etwa der deutsche Ethnologe Konrad Köstlin nahelegt. Schonungslos demaskiert er die Zelebrierung des Idylls: «Die neuen



Dörfler, die Villagisten und Ruralisten, erleben sich in ihrer Lebenswelt nicht mehr selbstverständlich, sehnen sich aber nach sich selbst als Gesamtkunstwerk: echt und authentisch, verwurzelt. Die Wurzelmetapher ist neu, die Worte Identität, Authentizität noch jünger. Das Land ist Land-Art, Zitat seiner selbst, seiner einstigen Bedeutung, es ist der Ort, an dem Landleben zum Ideologem geworden ist.»³ Ein ebenfalls hohes Mass an ästhetisierender Inszeniertheit stellte in Bezug auf die Baukultur der Schriftsteller Max Frisch fest. Bereits 1953 bemerkte er nach der Rückkehr von einer Amerikareise: «Die schweizerische Architektur hat fast überall etwas Niedliches, etwas Putziges, etwas Nippzeughaftes, etwas von der Art, als möchte die ganze Schweiz [...] ein Kindergarten sein.»⁴

Diese Befunde von überzeichneten siedlungsräumlichen Idealvorstellungen laden zu einer weiteren Dekonstruktion ein, was sich aber als heimtückischer erweist, als es auf den ersten Blick scheint. Zwar liess und lässt sich die Mythologisierung des Dörflichen ohne weiteres auf die Propaganda populärer Leitbilder zurückführen. Ihre ausgeprägte ideologische Befrachtung beugt sich aber einem tiefer sitzenden, historisch bedingten Zugeständnis: Vor allem die in baukultureller Hinsicht avantgardistisch agierende Heimatschutzbewegung prägte dörfliche Archetypen wesentlich mit. Im Schweizer Kontext der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts denken wir an die Dörfli der Landesausstellungen; in Graubünden an die sgraffitiverzierten oder mit Haussprüchen geschmückten Bahnhöfe in formalästhetischer Anlehnung an den jeweiligen Lokalkolorit; an die Siedlungen, die abgebrannt waren oder Stauseeprojekten weichen mussten und deren Verluste durch betont regionalistische Architekturen wettgemacht wurden; oder wir vergegenwärtigen uns die volkspädagogisch gefärbten Gegenüberstellungen von «guter» und «schlechter» Architektur angesichts des raschen technologischen Wandels und seines für autochthone Baukulturen bedrohlichen Elans.⁵ Wie sehr übrigens dieses didaktische Instrumentarium bis in die Gegenwart nachklingt, veranschaulicht ein 2015 erschienener Leitfaden der Stiftung Terrafina Oberengadin. Mit Bildvergleichen ruft dieser zu einer sensibleren Gestaltung eines touristisch intensiv genutzten Siedlungsraums auf: Hier «gut gelungen», dort «besser machen».⁶

Zwei Wertbegriffe waren Antrieb jener Entwicklung, die das Dorf in einen Mythos verwandelte: Das bedrohte Schöne und das bedrohte Lokale. Gerade Heimatschutzkreise konnten mit der Schaffung prototypischer Bilder des Dörflichen einerseits im

Die Bildstrecke zu diesem Beitrag dokumentiert anhand von ausgewählten Beispielen die visuelle Darstellung der Siedlung Guarda während der letzten gut 100 Jahre. Für die Recherchen wurden Archive, Postkartensammlungen, Heimatbücher, Filme, Werbekampagnen und Social Media konsultiert, ergänzt mit Aufnahmen des Autors. Im Bilderbogen wird erkennbar, wie sich die Darstellungsarten der Siedlung aus einer rural geprägten Realität von Gebrauch und (Ab-)Nutzung herauslösten und eine zunehmend ästhetisierende Wahrnehmung übernahmen (Christian Ferdinand Meisser, 1909, *Dicziunari Rumantsch Grischun*, Archiv-Nr. 17016; Farbfoto Furter, Davos-Platz, Ansichtskarte, gelaufen 1983; Alois Carigiet, aus dem Kinderbuch *Schellen-Ursli* [1945], © 1971 Orell Füssli Verlag, Zürich; Aufnahme des Autors, 2016; Heinrich Brunner, vor 1932, Staatsarchiv Graubünden, FN II 358; Rud. Suter, Oberrieden, Ansichtskarte, ungelaufen, © Photoglob AG; Gustav Sommer, ca. 1920–30, © Kulturarchiv Oberengadin; Jon Feuerstein, Ansichtskarte, gelaufen 1989, © Fundaziun Fotografia Feuerstein).

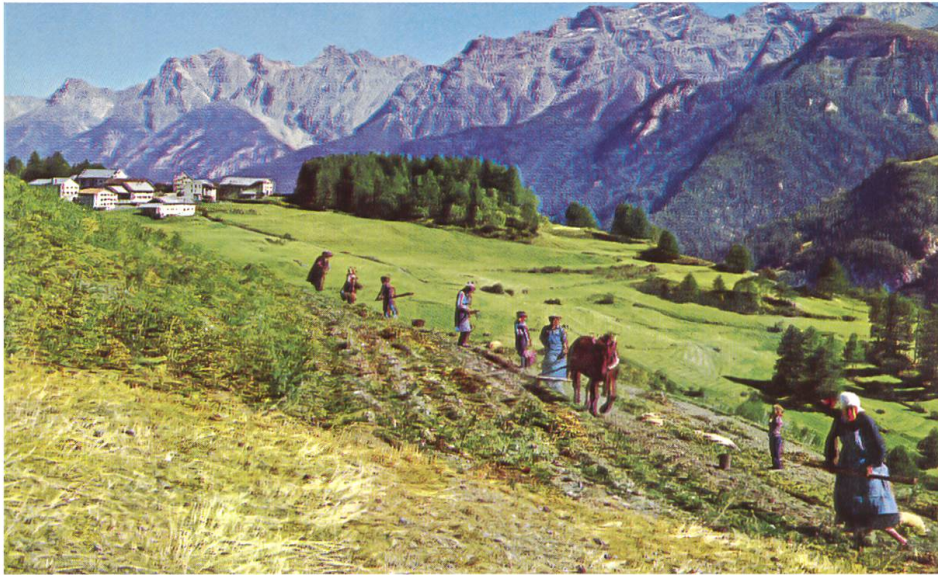


Die Plazetta zuos-cha in Guarda ist einer der fotografisch am besten dokumentierten Dorfplätze Graubündens. In dieser Sequenz zeigt sich der Wandel von seiner bäuerlichen Aneignung (oberes Bild) bis hin zur touristischen Attraktion. Noch in der Nachkriegszeit prägten Pferdegespanne und der Brunnen als Waschplatz den winterlichen Alltag – nebst sich vergnügenden Kindern (mittleres Bild). Jeweils am 1. März, dem Chalandamarz, wird der Platz von Einheimischen, Gästen und Medienschaffenden bevölkert (unteres Bild) (Gustav Sommer, ca. 1920–30, © Kulturarchiv Oberengadin; Foto und Verlag C. Filli, Celerina, Ansichtskarte, gelaufen 1964; Aufnahme des Autors, 2016).



Dienst regionalistischer Ideologien erfolgreich sensibilisieren. Sie plafonierten aber gleichzeitig, unter der Gefahr einer nachträglichen Klischierung durch Massenmedien, auch die Images dessen, was ein Dorf ausmacht. Um dieses Dilemma kreisen, oft auch unterschwellig, besonders in der Gegenwart heimatschützerische Fragen. Um kurz über die Kantonsgrenze zu blicken: So widmete sich die Zeitschrift *Heimatschutz* in einer ihrer jüngsten Ausgaben unter dem Thema «Refugien im Alpenraum»⁷ dem Weiler St. Martin im sankt-gallischen Calfeisental. Die ehemalige Walser-siedlung entspricht dem beschriebenen Idealbild in perfekter Weise: Ausgestattet ist sie mit einer Kapelle und einer handvoll sorgfältig restaurierter Holzbauten mit Schindeldächern; eingeraht wird das Dörflein vom (künstlichen) fjordartigen Gigerwaldsee und den Bergmassiven von Sazmartinshorn und Ringelspitz. Der *Heimatschutz* wirft die Frage auf, wie solche «Refugien» unter Berücksichtigung denkmalpflegerischer Aspekte touristisch genutzt werden können. Während im Fall St. Martins die sozioökonomischen Strukturen der aufgelassenen Siedlung längst weggebrochen sind, bleibt die Frage, worin sich eine sinnvolle Wiederbelebung des Orts innerhalb der Szenerie einer überlieferten Bausubstanz manifestiert. Der altbekannte Zwiespalt zwischen Authentizität und Aushöhlung, elitärer und volkstümlicher Denkmalpflege drängt sich während der Lektüre geradezu auf (er steht aber nicht im Fokus der Berichterstattung): Das zum Leben wiedererweckte Dorf droht zum Marketingprodukt zu werden, und darüber vermag auch das Etikett des sanften Tourismus nicht hinwegzuträsten.

Anschauungsunterricht dörflicher Renaissancen im Konfliktfeld zwischen heimatschützerischer und touristischer Ansprüche gibt es natürlich auch in Graubünden, so etwa in Guarda, Soglio oder Vrin. Obwohl von klassischen touristischen Institutionen im Vergleich zu den grossen Destinationen zurückhaltend vermarktet, dürften diese Siedlungen als Ikonen im kollektiven Gedächtnis auch einer breiteren Bevölkerung verankert sein. Am augenfälligsten drückt der Dorfmythos wohl in Guarda durch. Eine einmalige Fügung zeigt sich dort in der personellen Konstellation des aus Guarda selbst stammenden Architekten und Denkmalpflegers Iachen Ulrich Könz (1899–1980), seiner Frau, der Schellen-Ursli-Autorin Selina Chönz (1910–2000), sowie des Grafikers und Malers Alois Carigiet (1902–1985), dessen Illustrationen Urslis Abenteuer in ein traditionelles Engadiner Dorf einbetten. Während des Zweiten Weltkriegs, als Chönz und Carigiet am Buchprojekt arbeiteten, leitete Könz die Restaurierung seines



Volkskunde oder Folklore?
Diese Ansichtskarten können sowohl als ethnologische Dokumentation einer vorindustriell-bäuerlichen Bevölkerung wie auch als Idealdarstellung eines touristischen Raums gelesen werden. Dabei verschwimmen die Grenzen zwischen Alltagsrealität und Inszenierung (Foto und Verlag C. Filli, Celerina, Ansichtskarte, beschrieben 1979; gelaufen 1964; gelaufen 1983).



Heimatsdorfs mit der Absicht, es als «stilreines Engadiner Dorf» wiederauferstehen zu lassen.⁸ Die Abenteuer des tapferen Jungen aus den Bergen, die bedrohliche politische Situation «draussen» in Europa, das wieder in altem Glanz erstrahlende Dorf: Diese Zuspitzung zeitgleicher Umstände bieten der Geschichtsforschung – im verwirrenden Kreuzfeuer verschiedener Ideologien – einen vielversprechenden Nährboden. Die Erzählung des Schellen-Ursli wird so auch als Ausdruck einer widerstandsfähigen Schweiz verstanden, die sich auf ihre alpine Kultur rückbesinnt. Dabei wird das Kinderbuch vom Architekturhistoriker Dieter Schnell mit der Geistigen Landesverteidigung⁹ und vom Romanisten Rico Valär mit dem Landi-Geist¹⁰ in Zusammenhang gebracht. Hingegen konnte der Historiker Simon Bundi den Verdacht entkräften, dass Kőnz die Gesamtrestaurierung Guardas im Dienst einer nationalstaatlichen Gesinnung beabsichtigte; seine Motivation soll in einem apolitischen, regionalistischen Kontext des Engadins begründet gewesen sein.¹¹

Nun geht es an dieser Stelle weniger darum zu klären, mit welchen Wechselwirkungen sich verschiedene Weltanschauungen in Dorfmythen wie Guarda tatsächlich ineinander verstrickten. Vielmehr soll thematisiert werden, wie diese Ideologisierung – sozusagen als nachkonstruierte, «verdichtete Geschichte» – einerseits Anlass waren für eine Gleichschaltung architektonischer Ideale, andererseits aber auch für eine Ausdifferenzierung derselben. Der ästhetisierende Blick auf Siedlungsräume, der im Kern sowohl beim Tourismus wie auch beim Heimatschutz angelegt ist, wurde im Hinblick auf einen aufstrebenden Massenkonsum und die damit produzierten Wunschbilder stereotypisiert, kommerzialisiert und mitunter strapaziert. Eine in Mauern gegossene Hyperbel solcher Vorstellungswelten bildet die boomende Bautätigkeit in der Nachkriegszeit, als massenhaft (Zweit-)Wohnbauten bäuerlich verkleidet und gestalterisch verstümmelt wurden – zur allgemeinen Empörung der Architekturkritik. Dabei verkümmerten die Überbleibsel regionalistischer Dogmen zu blossen visuellen Schmuckwerk ohne handwerklichen Anspruch und fanden ihre eigenständige, populistische Weiterentwicklung in der Postmoderne, wie dies etwa beim Landquarter Outlet (2009) der Fall ist. Parallel dazu schärfte sich das Selbstverständnis anspruchsvoller Architekten, die sich von einer auf Schönheit bedachten Wahrnehmung von Architektur zunehmend distanzierten. Sie ersetzten den diffusen und inzwischen auch als reaktionär konnotierten Begriff der *Region* durch ein präziser artikuliertes, anthropologisch-sinnliches Interesse für einen spezifischen Ort.¹²

In den 1980er-Jahren bahnten sie damit den Weg für jene vielgestaltige Bündner Architekturszene, die um die Leitfiguren Zumthor und Caminada weit über die Kantons- und Landesgrenzen Beachtung findet.

Dieser vereinfachende Abriss bekannter diskurshistorischer Hintergründe soll gestattet sein, wenn wir uns nun der Frage widmen, wie sich die *populäre* Wahrnehmung von Architekturideologien und den damit verwobenen Dorfmythen in jüngster Zeit in Graubünden gewandelt hat. Denn längst hat sich auch die landläufige Beurteilung «guter» Architektur, über weite Strecken jedenfalls, von der viel gescholtenen Nachahmerarchitektur des ungefähr Regionalistischen emanzipiert. Gefragt ist gegenwärtig, was den hohen Ansprüchen des Zauberworts «Authentizität» gerecht wird, wie dies auch etwa im aktuellen touristischen Leitbild von Graubünden Ferien verankert ist. Darin wird ein touristisches Graubünden als «vitaler Gegenentwurf der Disneyfikation von Ferienregionen» suggeriert, der Kitsch vermeide und «Bewohnern und Gästen einen realen, ursprünglichen und ungekünstelten Erfahrungsraum» biete.¹³

Diese Statements dürften den Nerv eines gegenwärtigen Typus des Bündner Kulturtouristen treffen – pardon: des entsprechenden *Gasts*. Die Bündner Kulturwissenschaftlerin Cordula Seger bezeichnet diese Gattung des Erholungsuchenden als «Anti-Touristen», der mit dem Schellen-Ursli gross geworden sei und in den «Höhlen» sorgfältig restaurierter Engadiner Häuser das Authentische suche. An dieser Stelle soll der Begriff des Anti-Touristen, der sich vom Massentourismus distanziert, näher betrachtet und auf jenen des «Entdeckers» erweitert werden – des Entdeckers des Echten und des noch nicht Ausverkauften.

Der Entdecker ist Konsument und gleichzeitig Mitproduzent dörflicher Mythen; er sucht die angebliche Unversehrtheit dörflich gebliebener Siedlungen. Bildungsbürgerlich und kulturbewusst, hat der ganz Belesene zu Hause im Bücherregal nicht nur den Schellen-Ursli stehen, sondern auch kulturhistorische Inventar- und Standardwerke der Mitte des 20. Jahrhunderts mit engem Bezug zu Graubünden, so etwa Erwin Poeschels *Kunstdenkmäler*, Arnold Büchis *Mythologische Landeskunde*, Christoph Simonetts *Bauernhäuser*, Christian Caminadas *Verzauberte Täler*, Fotobücher Albert Steiners oder Emil Brunners *Tausend Blicke*. Der Entdecker trachtet danach, seine eigenen Schätze des Authentischen zu erobern – die eigene Ferienwohnung ist nur dann Statussymbol, wenn sie in einem alten Bauernhaus untergebracht ist. Dabei ist der Kontrast von Alt und Neu (das heisst Scheunen-



tor und Glastür) ein bezaubernder, das moderne Wohnen in alten Ställen sinnvoller Realersatz für Bauten, die sonst zerfallen würden, und das rekonstruierte Schindel- oder Steinplattendach an der Grenze zum Nostalgischen, aber noch in Ordnung. Der Entdecker findet in einem betont *sanften* Tourismus die moralische Rechtfertigung für sein Eindringen ins Dörfliche. Er bewundert nicht nur die alpine Baukultur, sein Augenmerk gilt auch dem sozioökonomischen System eines Bergdorfs, das es zu pflegen und zu bewahren gilt. Er handelt als Gast also nicht nur konsumistisch und kontemplativ, sondern auch sozialisierend und proaktiv; er sucht den persönlichen Kontakt mit den Dorfbewohnern – im Gegensatz zum begüterten Touristen der Jahrhundertwende um 1900. Dieser war dem Bergler gegenüber eher desinteressiert und tendierte dazu, in der geschlossenen Welt der Luxushotels seine sozialen Kontakte zu privatisieren.¹⁵ Der Entdecker hingegen begegnet dem Einheimischen als gleichwertigem Mitbürger auf Augenhöhe. Er kauft lokale Produkte, berücksichtigt das lokale Gewerbe und besucht lokale Kulturanlässe. Wichtig ist dabei, dass die Differenz zwischen Bergler und Unterländer bestehen bleibt. Denn der Mythos, der sich aus dieser Differenz ergibt, ist der Hauptgrund, weshalb der Entdecker das Bergdorf als Zufluchtsstätte überhaupt aufsucht.

Natürlich: Es gibt kaum einen Gast, der all diese Eigenschaften in sich vereinigt. Die Pauschalisierung dieser Gattung Tourist soll als Denkfigur dennoch angebracht sein. Wir wollen sie zu einem anderen Typus des profunden Dorfkenners überleiten, der sich ebenfalls als *anti* versteht – bezeichnenderweise als Anti Entdecker. Es sind Exponenten wie Benedikt Loderer oder Gion A. Caminada, die mit gewissen Idealvorstellungen der Entdecker radikal aufräumen. Sie stellen sich zwar nicht gegen den Tourismus *per se* – aber sie entlarven auch den sanften Tourismus als unnachhaltig.¹⁶ Ihr persönliches Tourist-Sein beschränken sie auf Spaziergänge und bleiben sonst lieber zuhause,¹⁷ sie wünschen sich

Abbildung links: Szene des Chalendamarz auf der Plazetta zuos-cha, gedreht anlässlich des Wettbewerbs *Das schönste Dorf der Schweiz 2015*. Im Zug der Digitalisierung der Medien ab den 1990er-Jahren hat sich die Vielfalt medialer Bildwelten stark erweitert. Auch in Guarda verdrängten neue und flüchtige Arten der medialen Darstellung statische Formate. An der Stelle von Ansichtskarten und Kulturführern traten Wettbewerbe («schönste Dörfer»), TV-Doku-Soaps oder Werbekampagnen. Das Songvideo der Violets (Abbildung rechts) verzeichnet auf YouTube bisher über 260 000 Zugriffe (Schweizer Fernsehen, *Das schönste Dorf der Schweiz 2015*, Nominationsvideo für Guarda, Filmstill; MelodieExpress, 2013, *Das Beste der Violets*, Songvideo, Filmstill).

wieder grössere Distanzen zwischen den Zentren und den Dörfern der Peripherie¹⁸ und fragen sich augenzwinkernd, ob die Einheimischen ihre Würste und ihren Käse nicht besser für sich behalten sollten.¹⁹ Dabei wird impliziert, dass auch der Entdecker – trotz seines moralischen und assimilativen Wohlwollens – seine in Wahrheit globalisierten Weltanschauungen und seine hohen Komfortansprüche in den Sehnsuchtsraum des Bergdorfs einschleust. Damit nivelliert er die von Caminada hochgehaltenen kulturräumlichen «Differenzen», wie bereits der Massentourist. Der Blick auf das Authentische entpuppt sich eben doch als ein ästhetisierender. Alt-Neu-Kontrastarchitektur findet der Anti-Entdecker uninteressant,²⁰ modernes Wohnen in alten Ställen ist nicht wünschbar,²¹ und in der Denkmalpflege wird das – von Könz noch verschmähte – Blechdach in vielen Fällen dem Schindeldach vorgezogen.²² Am Sich-behaglich-Machen im zuvor nie behaglich gewesenem Bergdorf, daran, so der Standpunkt der Anti-Entdecker, scheitern die Entdecker. Hans Magnus Enzensbergers Falle – die touristische Zerstörung dessen, was der Tourist aufsucht – hat wieder einmal zugeschnappt.²³

Was soll der argumentationsstarken Aufrichtigkeit der Anti-Entdecker entgegengesetzt werden? Ökonomisch begründete Einwände der Verfechter eines sanften Tourismus (der Tourismus als aussichtsreichste Perspektive für eine Existenz im Bergdorf) werden mit dem Hinweis auf die Gefahr des Ausverkaufs gekontert – Loderer spricht von den Alpen als Kolonie, deren Naturgenuss die Bergler unterjoche.²⁴ Letztlich lässt sich aus der Ideologie der Anti-Entdecker folgern, dass sie den verführerischen Bildern, mit denen es sich die Entdecker gemütlich eingerichtet haben, zumindest skeptisch gegenüberstehen. Führt diese Nüchternheit, die mit touristischen Symbolwelten derart kritisch verfährt, in eine Sackgasse innerhalb der Diskussion darüber, was ein Dorf ausmacht? Die Spielwiese virtueller Dorfmythen verwandelt sich plötzlich in eine Konfliktzone, die nichts weniger vorhat, als um die realen Existenzen der Dörfer zu ringen. Die Südtiroler Architekturpublizistin Susanne Waiz bemerkt angesichts des Erwerbs und der Pflege historischer Baudenkmäler durch Ortsfremde, dass der Ausverkauf der Heimat oft ihre Rettung sei.²⁵ Und so rinnt längst wie Sand durch die Finger, was man eigentlich zu retten gewillt war. Was geschieht dabei? Im Zuge der angestrebten Neubelebung von alpiner Baukultur werden diese Gebäude, aufgrund einer ausgiebigen Darstellung in Medien, auch als Bijoux heroisiert. Aus Bauten des unmittelbaren Gebrauchs werden Bauten des stellvertretend Zeichenhaften.²⁶ Dies trifft nicht nur für den historischen



Bestand zu, wie sich für das Phänomen des Schellen-Ursli-Hauses in überspitzter Art feststellen lässt. Paradoxe Weise ist es gerade die zeitgenössische, symbolkritische Autorenarchitektur eines Caminada oder Zumthor, der ein bildstarker Symbolwert ihrer selbst auferlegt wird. Der Schlüssel zur Stiva da morts in Vrin liegt deshalb gut versteckt.

Ob Ausverkauf, Alpenwahn oder Architektur-Kult: Wie diese Herausforderungen tatsächlich bewältigt werden, zeigt die gelebte Praxis vieler peripher gelegener Dörfer in Graubünden (und natürlich auch anderswo). Dort brandet seit Jahrzehnten eine Bewegung auf, der die Architekturzeitschrift *Hochparterre* 2014 ein Sonderheft²⁷ gewidmet hat: Die Rede ist von den «Dorflabors» der «Dorferwecker». Sie nutzen ihr Generalistentum zu ihrem Vorteil und fügen jene Dinge wieder zusammen, die sich in der akademischen und politisch-administrativen Realität in die Betätigungsfelder einzelner Spezialisten verlieren. Architektur, Raumentwicklung, Wirtschafts- und Kulturförderung verschmelzen unter der Regie der Dorferneuerer zu einem logischen Ganzen, das Werte schafft.

Als Vorreiterin für diese Bewegung erweist sich einmal mehr die Siedlung Guarda. Der 1980 gegründeten Fundaziun Pro Guarda gelang es dank verschiedener Massnahmen, die Bevölkerungszahl innerhalb einer Generation von 134 (1980) auf 207 (2016) zu er-

Am Beispiel des Schellen-Ursli-Hauses tritt die mediale Vereinnahmung dörflicher Architektur besonders deutlich zutage. Oben links: Das Haus Nr. 51, Vorlage für Alois Carigiets Illustrationen. Oben rechts: Das Haus als Attraktion der Werbekampagne Suisse Mania des Detailhändlers Migros. Unten links: Für Xavier Kollers Spielfilm Schellen-Ursli wurde das Gebäude nach Carigiets Vorbild rekonstruiert. Unten rechts: Das 2016 eröffnete Schellen-Ursli-Haus im Europa-Park bei Rust, Deutschland (Google Street View, 2014, Screenshot; Migros-Genossenschafts-Bund, 2015, www.suissemania.ch, Screenshot; Xavier Koller [Regie], 2015, Schellen-Ursli, Filmstill; Radiotelevision Svizzera Rumantscha, Telesguard vom 11.05.2016, Filmstill).

höhen. Ein ganzes Spektrum an Initiativen war dafür nötig: Liegenschaften wurden aufgekauft, damit vor einer preistreibenden Spekulation bewahrt und an Familien vermittelt, die aus dem Unterland zugezogen sind; der Laden wurde mit Unterstützung der Schweizer Berghilfe gerettet; und die Betriebe vernetzen sich miteinander, um die im Dorf erzeugten Produkte besser vermarkten zu können. Dieser Wandel vollzog sich im Gleichschritt mit einem sanften Tourismus – und keineswegs ohne Reibungen. Allzu gut kennen die Bewohner Guardas denn auch die Konflikte entlang der weltanschaulichen Sollbruchstellen von Zuzüglern und Einheimischen, kultureller Sensibilisierung und touristischer Kommerzialisierung, Denkmal- und Imagepflege.²⁸ Dabei war und ist es nicht immer einfach, Mehrheiten für gemeinschaftliche Anliegen zu gewinnen. Ein interessantes Vorhaben wäre in dieser Hinsicht die Schaffung einer «Chasa Guarda» gewesen – eines Begegnungszentrums mit Museum, Gäste-Info und Post. Es hätte zudem als soziales Forum den Austausch zwischen Einheimischen und Gästen bewusst fördern sollen. Leider musste das Vorhaben im Mai 2017 während der Projektphase abgebrochen werden. Gründe dafür waren die schwierige Finanzierung und wirtschaftliche Risiken.²⁹

Ähnliche Erneuerungsprozesse – von den Medien vielbeachtet ist insbesondere jener von Vrin – verleihen in jüngerer Zeit auch vielen anderen Dörfern Auftrieb. Geradezu sprunghaft ist in den letzten 20 Jahren etwa die Zahl von Pro-Vereinen angestiegen: Von der Pro Lumerins in Lumbrein, Pro Cumbel, Pro Supersaxa in Obersaxen, Pro Sagogn bis zur Pro Tschirtschen-Praden, um nur einige Beispiele zu erwähnen. Sie engagieren sich vornehmlich im Bereich der Kulturförderung, organisieren Märkte, Ausstellungen, Kinoanlässe, sammeln und archivieren historische Objekte und Dokumente und erforschen die lokale Geschichte. In Tschlin führt das Gewerbe ein Label, um gemeinsam erstarkt an die Öffentlichkeit zu treten. In Valendas wurden leer stehende historische Bauten restauriert und für öffentliche Nutzungen zugänglich gemacht.³⁰ Selbst im massentouristisch geprägten Samnaun flackert ein kulturelles Verständnis für den lokalen Raum auf. So hat die Gemeindeversammlung 2012 ein Gesetz verabschiedet, das die Bewirtschaftung von Hang- und Steillagen im Sinne einer «nachhaltigen Landschaftspflege» finanziell entschädigt und die Landwirte dazu animiert hat, wieder vermehrt Wiesland im Samnaun statt in den bequemerem Tallagen in Tirol zu bestellen.³¹

Der kritische Beobachter mag nun einiges einwenden. Gewiss spielen kulturelle Ignoranz, der Vorrang von Einzelinteressen

und lokale Machtkonstellationen eine nicht zu unterschätzende Rolle für den Erfolg solcher erneuernden Bewegungen. Doch zeitigen diese Orte im Schatten von architektonischen und touristischen Leuchttürmen eine erstaunliche Eigendynamik, die in der Öffentlichkeit eine wesentlich grössere Wertschätzung verdient hätte. Es ist deshalb zu wünschen, dass wirtschaftliche und politische Player wie auch heimatschützerische Kreise die Aufbruchstimmung scheinbar peripherer Dörfer stärker mittragen und ihr Engagement zum Vorteil aller Beteiligten einbringen würden. In diesem Sinn – lasst uns ruhig weiter dörfeln.

Donat Caduff, aufgewachsen in Sagogn, lebt als visueller Gestalter und Kunstschafter in Zürich. Seine 2005 publizierte Siedlungsanalyse zu Valendas war der Anstoss einer Dorferneuerung, die bis heute andauert. Im Juni dieses Jahres veröffentlicht er eine künstlerisch-wissenschaftliche Arbeit, die unter dem Titel *Das Hyperdorf* die Siedlungen Guarda, Samnaun Dorf und das Outlet in Landquart als Medienphänomene untersucht (mehr unter www.donatcaduff.ch).

Adresse des Autors: Donat Caduff, Norastrasse 34/204, 8004 Zürich
to.donat@gmail.com

Endnoten

1 Loderer, Benedikt, 2013: Die Landesverteidigung. Eine Beschreibung des Schweizerzustands. Zürich: Edition Hochparterre (zweite Auflage), S. 73.

2 Burckhardt, Lucius, 1994: Landschaft ist transitorisch. In: Ritter, Markus / Schmitz, Martin (Hgg.): Warum ist Landschaft schön? Die Spaziergangswissenschaft. Berlin: Martin Schmitz Verlag, S. 90–96, hier S. 93.

3 Köstlin, Konrad, 1994: Reisen, regionale Kultur und die Moderne. Wie die Menschen modern wurden, das Reisen lernten und dabei die Region entdeckten. In: Pöttler, Burkhard / Kammerhofer-Aggermann, Ulrike (Hgg.): Tourismus und Regionalkultur. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1992 in Salzburg. Wien: Selbstverlag des Vereins für Volkskunde, S. 11–24, hier S. 24.

4 Frisch, Max, 1953: Cum grano salis. Eine kleine Glosse zur schweizerischen Architektur. In: Das Werk, Nr. 10/1953, S. 325–329, hier S. 326.

5 Zur Wahrnehmung von Baukultur in den Ideologien der Bündner Heimatschutzbewegung während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vgl. die umfassende For-

schungsliteratur, u. a.: Bundi, Simon, 2012: Graubünden und der Heimatschutz. Von der Erfindung der Heimat zur Erhaltung des Dorfes Guarda. Chur: Kommissionsverlag Desertina. – Dosch, Leza, 2001: Kunst und Landschaft in Graubünden. Bilder und Bauten seit 1780. Zürich: Scheidegger & Spiess. – Fischer, Ulrike, 2016: Regionalistische Strategien in der Architektur Graubündens von 1900 bis in die Gegenwart. Tübingen: Wasmuth Ernst Verlag. – Fischli, Melchior, 2016: «Realersatz»? Dorfneubau vom frühen Heimatschutz bis nach Neu-Splügen. In: Bündner Monatsblatt, 4/2016, S. 408–441. – Seifert-Uherkovich, Ludmila: «Bündnerische Vereinigung für Heimatschutz». Die ersten 70 Jahre. In: Bündner Monatsblatt, 5/2005, S. 414–448.

6 Stiftung Terrafina Oberengadin (Hg.), 2015: Platz, Strasse, Raum. Ein Fotoalbum zum Oberengadin, www.terrafina.ch/Platz_Strasse_Raum.pdf (Zugriff: 11.04.2017).

7 Vgl. Geissbühler, Dieter / Kunz, Stefan, 2017: Lernen von der Baukultur im Alpenraum. In: Heimatschutz Patrimoine, 1/2017, S. 14–15, sowie: Guetg, Marco, 2017: «Irgendwo im Nirgendwo». Im Gespräch mit Christoph Bacher. In: ebd., S. 10–12.

8 Könz, J. U. [Iachen Ulrich], 1941: Guarda. Ein auferstehendes Engadiner Dorf. In: Heimatschutz, 36/1941, S. 5–21, hier S. 18.

9 Vgl. Schnell, Dieter, 2003: Schellen-Ursli und die Denkmalfpflege. In: Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte, 4/2003, S. 339–348, hier S. 345.

10 Vgl. Valär, Rico Franc, 2015: «Mein Bestreben ist, den Glanz der Berge in das Grau der Städte zu tragen». Die Engadiner-Trilogie als Ausdruck des heimatschützerischen Landeigentes. In: ten Doornkaat, Hans (Hg.): Alois Carigiet. Kunst, Grafik, Schellen-Ursli. Zürich: Orell Füssli Verlag, S. 82–84.

11 Vgl. Bundi 2012, S. 152.

12 Vgl. Dosch 2001, S. 359 sowie Fischer 2016, S. 197.

13 Graubünden Ferien: Die Naturmetropole, Markenwerte, <https://tinyurl.com/kqhvrtp> (Zugriff 11.04.2017).

14 Seger, Cordula, 2011: «Ihr werdet arm im Glück, im Reichtum elend bleiben!» Bauen für den Tourismus im Spannungsfeld zwischen Tradition und Spekulation. In: Risi, Marius (Hg.): Alpenland. Terrain der Moderne. Münster: Waxmann, S. 97–115, hier S. 114.

15 Vgl. Rucki, Isabelle, 1989: Das Hotel in den Alpen. Die Geschichte der Oberengadiner Hotelarchitektur von 1960 bis 1914. Zürich: gta/Ammann Verlag, S. 84.

16 Vgl. Loderer Benedikt, 2013: «Nachhaltigen Tourismus gibt es nicht». In: Regionaljournal Graubünden, Radio SRF 1, 23.04.2013, <https://tinyurl.com/mfa4kfp> (Zugriff 27.02.2017) sowie: Professur für Architektur und Entwurf Prof. Gion A. Caminada ETH Zürich, 2011 (rev. 2013): Tourismus trotz allem: Teil der Kultur, Orte schaffen IV / Frühlingssemeseter 2011, <https://tinyurl.com/qghb6wu> (Zugriff 11.04.2017), S. 10.

17 Vgl. Benedikt Loderer in: Wirth, Jürg: «Nachhaltigen Tourismus gibt es nicht». (Interview mit Benedikt Loderer) In: Die Südschweiz, 27.04.2013, S. 5–6. – Gion A. Caminada äussert sich in einem Gespräch mit dem Publizisten Marco Meier wie folgt: «Am liebsten bleibe ich daheim. Ich will gar nicht reisen [...] Es wäre ja schön, wenn die Leute weniger reisen würden. [...] Man sollte bewusst reisen und nicht, weil man es daheim nicht aushält.» Zitiert aus: Kultur- und Kongresszentrum Luzern, 2016: Der renommierte Bündner Architekt Gion A. Caminada zu Gast bei KKL Impuls, 01.02.2016, Gesprächsaufzeichnung auf <https://tinyurl.com/mzggpfv> (Zugriff 11.04.2017), TC 05:14–05:36.

18 Gion A. Caminada im Gespräch mit Marco Meier, vgl. Anm. 17, TC 34:35.

19 Gion A. Caminada am Rande einer öffentlichen Gesprächsrunde in Zürich, 2016.

20 Vgl. Gion A. Caminada in: Benz, Daniel / Homann, Birthe, 2015: Neues Leben hinter alten Mauern. In: Beobachter, 11/2015, <https://tinyurl.com/n3k3zqz> (Zugriff 11.04.2017).

21 Vgl. Gantenbein, Köbi, 2017: Lasst die Ställe untergehen. In: Hochparterre, 4/2017, S. 3.

22 Bei der Restaurierung des spätmittelalterlichen Wohnhauses Joos in Valendas stellte sich 2016 die Frage, wie das Dach neu gedeckt werden sollte. Die Stiftung Valendas Impuls als Bauherrin befürwortete ein Schindeldach – wegen des Seltenheitswerts und der Verwendung einheimischer Materialien –, allerdings entgegen der Empfehlung der Kantonalen Denkmalfpflege Graubünden, die unter Berücksichtigung der gegenwärtigen Dachkultur von Valendas einem Blechdach den Vorrang gab (Diskussion in Anwesenheit des Autors, vgl. Vereinsbericht 2016 der Stiftung Valendas Impuls).

23 Vgl. Enzensberger, Hans Magnus, 1958: Vergebliche Brandung der Ferne. Eine Theorie des Tourismus. In: Merkur, 12. Jahrgang, 1958, S. 701–720.

24 Vgl. Loderer, Landesverteidigung, 2013, S. 55.

25 Waiz, Susanne, 2010: Auf den Spuren der Geschichte. Balanceakte zwischen Förderung, Raumordnung und langer Tradition. In: Hochparterre et al. (Hgg.): Der nicht mehr gebrauchte Stall. Zürich: Hochparterre, S. 16–19, hier S. 19.

26 In der Soziologie und Ethnologie wird die Notwendigkeit virtueller Zeichenwelten für die Existenz touristischer Räume wiederholt betont, so etwa bei Wöhler, Karlheinz, 2011: Touristifizierung von Räumen. Kulturwissenschaftliche und soziologische Studien zur Konstruktion von Räumen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. – Wöhler spricht darin von einer «semiotischen Kolonialisierung» touristischer Räume (S. 53ff). Vgl. auch Gyr, Ueli, 1992: Sightseeing, Shopping, Souvenirs und Spezialitäten. Symbole und Symbolkonsum in massentouristischer Sicht. In: Michel, Paul (Hg.): Symbolik von Weg und Reise. Bern: Peter Lang AG, S. 223–239.

27 Surselva: Aufbruch im Dorf. Themenheft von Hochparterre, Oktober 2014.

28 Vgl. dazu die Ansichten verschiedener Bewohner Guardas in: Staat, Yvonne, 2009: Ein Bilderbuch mit Rissen. In: Beobachter, 4/2009, 18.02.2009, <https://tinyurl.com/lnjqnxv> (Zugriff 11.04.2017), sowie besonders aufschlussreich in: Fanzun, Susanna, 2011: Guarda – oz sun jau qua da chasa. Dokumentarfilm. In: Cuntasts, Radiotelevisi-

un Svizra Rumantscha, 08.05.2011, <https://tinyurl.com/le77mpf> (Zugriff 11.04.2017).

29 Vgl. Stiftung Pro Guarda, Pressemitteilung vom 15.05.2017, <https://tinyurl.com/lejmz4t> (Zugriff 16.05.2017).

30 Vgl. dazu den Beitrag «500 Jahre Engihuus» von Ludmila Seifert-Uherkovich in vorliegendem Heft.

31 Vielen Dank für die zahlreichen Gespräche: Christian Jenal, Kulturkommission Samnaun.